

Kapitel 1

»Ich darf nicht lügen, nicht stehlen, nicht nackt baden und meinen Onkel nicht provozieren. Diesen Satz schreibst du jetzt hundert mal.«

»Aber Onkel Paul, du kannst mich doch nicht behandeln wie ein kleines Kind. Ich bin sechzehn Jahre alt.«

»Umso schlimmer. Junge Damen benehmen sich erst recht nicht so. Geh auf dein Zimmer und tu, was ich dir gesagt habe.«

»Aber warum soll ich schreiben, dass ich nicht stehlen darf? Ich habe doch gar nicht gestohlen.«

»Das wirst du aus rein prophylaktischen Gründen trotzdem schreiben. So billig kommst du mir nicht davon. Schließlich hätte ich fast einen Herzinfarkt bekommen.«

Grinsend verließ Lilly das Wohnzimmer. Ihr Onkel schaute ihr mit gespielt erboster Miene hinterher. Als er hörte, wie sie die Treppe hochging, fing er an zu lachen.

Lillys Mutter war mit ihr und der jüngeren Schwester während des Krieges zu ihrem Bruder Paul nach Lautenthal gezogen. Der Vater war 1941 gefallen. Und nachdem drei Jahre später das großzügige Haus in Hannover ein Opfer der Bomben geworden war, entschied man sich, im beschaulichen Harz zu bleiben. Paul war ein wohlhabender Mann und wesentlich älter als seine Schwester. Als der Krieg begann, war er bereits über sechzig und wurde vom Militärdienst verschont. Er war nie verheiratet gewesen. Dass die drei Weibskinder, wie er sich ausdrückte, zu ihm gekommen waren, gefiel ihm. Das Haus war groß genug. Und seitdem er den größten Teil seines Unternehmens in andere Hände gegeben hatte, machte sich bisweilen eine gewisse Einsamkeit breit. Die guten

Zeiten, als er mit Geschäftsfreunden in Hannover zum Sektfrühstück am Kröpcke saß oder Reisen in die Schweiz, nach Venedig oder Paris unternahm, fanden ein jähes Ende, nachdem Hitler in seinem Größenwahn erst Europa und dann die ganze Welt ins Elend gestürzt hatte. Nun war er froh, Gesellschaft zu haben und sich um seine Nichten zu kümmern, die jetzt ohne Vater dastanden. Seine Schwester musste ihn des Öfteren ermahnen, die Mädchen nicht zu sehr zu verwöhnen. Sie sollten auch etwas im Haushalt mithelfen und nicht alle Arbeit Regine, dem Mädchen, das jeden Tag zum Kochen, Putzen und Waschen kam, überlassen. Die Mutter hatte schon genug zu tun mit Bügeln und dem Ändern und Nähen von Kleidung. Es gab ja kaum etwas zu kaufen. Also mussten alte Kleidungsstücke wieder flottgemacht werden, wenn man nicht an neuen Stoff herankam.

Heute waren Mutter und Schwester unterwegs, um eine Bekannte zu besuchen. Lilly hatte keine Lust mitzukommen und war mit einer Freundin in den Wald gegangen, um Pilze zu suchen. Aber sie hatten kaum etwas gefunden. Als ihr Onkel sie mit dem fast leeren Korb kommen sah, sagte er: »Ich hab doch gleich gesagt, dass es zu trocken für Pilze ist. Aber du willst ja nicht auf einen alten Mann hören.«

»Ach Onkelchen, was soll's. Wir haben uns trotzdem amüsiert.«

»Wie kann man sich denn im Wald amüsieren?«

»Wir haben gebadet. Am Grumbacher Teich war kein Mensch.«

»Aber du hattest doch gar keine Badesachen dabei.«

»Wozu? Ich sagte ja, da war kein Mensch. Also haben wir nackt gebadet.«

Jetzt öffnete Onkel Paul den Mund, als hätte er die Maulstarre. Es dauerte einige Zeit, bis er seine Stimme wiederfand und losbrüllte: »Seid ihr wahnsinnig! Nackt!«

Sein Gesicht verfärbte sich rot, sodass Lilly gleich hinterher schob: »Onkel Paul, das war ein Scherz.«

»Mit so was macht man keine Scherze. Wenn euch jemand gesehen hätte. Zwei junge Mädchen, die nackt im Wald umherrennen. Da kann ja sonst was passieren.«

»Es ist alles gut, Onkelchen. Wir haben nicht gebadet.«

»Also, das machst du nicht noch mal mit mir! Da kann einem ja das Herz stehen bleiben.«

So kam es also zu der Strafarbeit, die Lilly nun in ihrem Zimmer auszuführen hatte. Sie liebte es, Erwachsene zu provozieren. In der Schule hatte sie sich damit schon diverse Ohrfeigen eingefangen. Und an Strafarbeiten war sie gewöhnt. Ihre Mutter pflegte öfters zu sagen: »Du bist frech wie Gossendreck. Welcher Mann soll dich denn jemals heiraten?«

»Wie kommst du darauf, dass ich heiraten will?«, war dann meist ihre patzige Antwort.

Man schrieb das Jahr 1947. Der Krieg war zu Ende, der Hunger hatte Einzug gehalten. Im Oberharz gab es wenig Landwirtschaft. Da musste man schon längere Strecken in Kauf nehmen für die Hamsterfahrten. Man packte Wertgegenstände ein, um sie bei Bauern gegen etwas Essbares einzutauschen. In manchen Bauernhäusern stapelten sich mittlerweile wertvolle Teppiche. Eine goldene Uhr, die mal ein Vermögen gekostet hatte, war vielleicht noch ein Pfund Erbsen, einen Kohlkopf und ein Stück Speck wert. Viel lieber hätten Bauern Lebensmittel gegen ordentliche Arbeitskleidung und feste Schuhe eingetauscht. Aber das war absolute Mangelware. Natürlich war das alles verboten. Der sogenannte Schwarzmarkt machte es noch schwieriger, die Bevölkerung zu versorgen. Man durfte sich nicht erwischen lassen, sonst wurde alles konfisziert und obendrein wurde man noch bestraft. Aber der Hunger trieb die Menschen immer wieder dazu. Von dem zu leben, was man auf Marken bekam, war nahezu unmöglich. Vor allem Kinder litten unter der unzureichenden Ernährung. Hinzu kam die völlig desolante medizinische Versorgung der Bevölkerung. Tuberkulose war weit verbreitet. Infektions-

krankheiten nahmen epidemische Ausmaße an. Wer Diphtherie bekam, hatte kaum eine Chance, da es kein Penicillin gab.

Wer geglaubt hatte, dass nach Kriegsende alles besser würde, hatte sich getäuscht. Da waren auch die vielen Kriegsgefangenen und Fremdarbeiter, die freigelassen wurden – und die natürlich auch ernährt werden mussten. Niemand fühlte sich dafür wirklich verantwortlich. Die Bevölkerung nicht; und die britische Militärbesatzung war überfordert. Es gab zu wenig Züge und zu viele zerstörte Bahnstrecken, um die Menschen Richtung Heimat zu schicken. Manche wollten auch gar nicht zurück, weil sich mittlerweile herumgesprochen hatte, dass Fremdarbeiter und Kriegsgefangene aus Stalins Machtbereich als Vaterlandsverräter angesehen wurden und man kurzen Prozess mit ihnen machte. Und es gab die Vertriebenen, die aus dem Osten kamen und irgendwo unterkommen und ernährt werden mussten. So gab es Diebstähle, Anfeindungen, Plünderungen bis hin zu Raubmorden. 1947 hatte sich die Situation noch nicht wesentlich verbessert. Bei Dunkelheit verließ kaum jemand allein das Haus. Hinzu kam die Angst vor der Besatzung. Man war zwar froh, dass nicht die Russen gekommen waren, über die man sich Schauergeschichten erzählte. Aber Lillys Mutter warnte ihre Töchter fast täglich vor den britischen Soldaten, die bei Kindern sehr beliebt waren, da sie gelegentlich Kaugummi und Schokolade verteilten.

Trotzdem war Lilly in dieser Zeit guter Dinge. Es gab nachts keinen Bombenalarm mehr. Und in der Schule mussten sie keine Strümpfe mehr für den Führer stricken. An dem Mädchen-Gymnasium, das sie in Goslar besuchte, hatte sie sich vor Kriegsende von einem Fräulein Studienassessor noch zwei kräftige Ohrfeigen und einen Tadel eingefangen, weil sie bei der Aktion »Strümpfe stricken für den Führer« gefragt hatte, wann der Führer denn all die vielen Strümpfe tragen sollte. Nach Kriegsende war plötzlich ein anderer Ton angeklungen. Die einst so strammen Lehrerinnen mit Parteiabzeichen

wollten von all dem nichts mehr wissen. Und die, die nie auf dieser Linie gewesen waren, standen nicht mehr unter der ständigen Angst, irgendetwas zu sagen, was sie in Schwierigkeiten bringen konnte. Hinzu kam, dass Lilly seit etwa einem Jahr ihre Weiblichkeit entdeckt hatte. Sie bearbeitete ihr hellbraunes Haar mit dem Lockenstab, nahm eine weibliche Pose an und streckte bewusst ihre Brust nach vorn. Ihre Mutter nervte sie damit, ihre Kleider zu ändern und vielleicht Spitze oder ein anderes Accessoire anzubringen. »Kind, wo soll ich denn Spitze herkriegeln? Außerdem bist du ein Schulmädchen. Du brauchst dir noch keinen Mann zu suchen«, war dann deren Antwort.

Eines Tages klopfte es an der Tür. Lilly öffnete und sah eine Frau und ein Mädchen, das etwa so alt sein mochte wie sie selbst. Die beiden sahen ziemlich heruntergekommen aus, ja geradezu erbarmungswürdig. Das Mädchen trug einen kleinen Koffer und die Frau hatte einen Sack neben sich abgestellt. Die beiden sahen so zerlumpt aus, dass es Lilly fast die Sprache verschlug. *Bettler, Flüchtlinge, ehemalige Fremdarbeiter. Die haben Hunger*, schoss es Lilly durch den Kopf. Schließlich brachte sie ein »Ja, bitte?« heraus.

»Ist der Herr des Hauses zugegen?«, fragte die Frau in einem leichten ostpreußischen Dialekt.

Lilly drehte sich um und rief: »Onkel Paul, bitte komm mal zur Tür.«

Gemächlich schritt der Onkel die Treppe herunter und sah die beiden Gestalten stirnrunzelnd an. Die Frau hielt ihm ein Blatt Papier entgegen und sagte: »Man hat uns hierher geschickt. Wir sollen hier eine Unterkunft bekommen.«

Jetzt kam der Punkt, wo ohne Lillys Mutter gar nichts mehr ging. Anna war eine Frau von Anfang vierzig mit Sinn fürs Praktische. Sie hatte eine Höhere Mädchenschule in Hannover besucht und wurde zu Hause von ihrer Mutter zu einer

ordentlichen Haushaltsführung angehalten. Obwohl es zwei Dienstmädchen gab, musste sie Kochen und Nähen lernen. »Wer einen gehobenen Haushalt führen will, muss über jeden einzelnen Handgriff Bescheid wissen und sich auch helfen können, wenn mal die Köchin oder die Putzfrau ausfällt«, war die Devise von Lillys Großmutter, einer honorigen Dame, die keinen Widerspruch duldete. Anna nahm sich der Frau und deren Tochter an. Sie waren in einem derart jämmerlichen Zustand, ausgemergelt und verdreckt, dass Anna erst einmal den Badeofen anheizte. Dann suchte sie Kleidungsstücke von sich heraus. Als sie aus dem Badezimmer kamen, in Annas Kleider gehüllt, die beiden zu weit waren, hatte sie bereits zusammengesucht, was es noch an Essbarem im Haus gab. Dann nahm die Familie mit den Gästen am Esstisch Platz. Es gab eine Suppe aus Haferflocken mit gestreckter Milch und dazu ein Stück Brot.

Die Frau hieß Elisabeth Romeike, war fünfundvierzig Jahre alt und vor ihrer Ehe Lehrerin gewesen. Die siebzehnjährige Tochter hieß Josephine. Nach dem Essen mussten die beiden erzählen. Es begann erst stockend, aber dann sprudelte alles aus ihnen heraus. Unter Tränen berichteten sie abwechselnd, dass sie aus der Gegend um Königsberg kamen. Der Ehemann und Vater galt als vermisst. Die beiden jüngeren Kinder waren vor zwei Jahren an Diphtherie gestorben. Als die Sowjetarmee einmarschiert war, passierte genau das, wovon man sich hier die schlimmsten Gruselmärchen erzählte. Die Familie wurde interniert. Es gab willkürliche Misshandlungen, Vergewaltigungen, Hunger, Krankheit. Ein Menschenleben war nichts wert. Die russische Bevölkerung hatte derart unter den Deutschen gelitten, dass etliche Soldaten nun alles vergelten wollten, was man ihren Familien angetan hatte. Frauen und Kinder mussten hart arbeiten. Wer nicht konnte, bekam nichts zu essen. Vor ein paar Monaten war ihnen erlaubt worden, nach Deutschland zu gehen, aber nur in die sowjetisch besetzte Zone. In Magdeburg lebten sie eine Zeit

lang in einem Kellerloch, das ihnen zugewiesen worden war. Ihr Ziel war jedoch Braunschweig, weil sie dort Verwandte hatten. Also machten sie sich eines Tages auf den Weg. Es war nicht ungefährlich. Den größten Teil der Strecke mussten sie zu Fuß zurücklegen. Vor den sowjetischen Besatzern hatten sie panische Angst. Sie stellten jedoch fest, dass hier alles ganz anders war als in Ostpreußen. Hier wurde niemand schikaniert oder kam gar zu schaden, nur weil sie Deutsche waren. Den Soldaten hier war eingebläut worden, die Zivilbevölkerung korrekt zu behandeln. Einmal bekamen sie von einem Soldaten sogar etwas zu essen. Als sie nach einigen Tagen merkten, dass sie sich in der britischen Besatzungszone befanden, war ihnen aber wohler. In Braunschweig suchten sie das Haus der Verwandten und mussten feststellen, dass es dies nicht mehr gab. Es lag in Schutt und Asche. Niemand wusste, was aus dem Onkel und seinen Angehörigen geworden war. Vielleicht lebten sie gar nicht mehr. Als sie sich bei den Behörden meldeten, sagte man ihnen, dass sie nicht in der Stadt bleiben könnten. Es gab zu viel Zerstörung und bereits mehr Flüchtlinge, als man hier aufnehmen konnte. Sie wurden in den Harz geschickt. In Goslar hatten sie sich zu melden. Dort würde man weitersehen. In Goslar bekamen sie einen Zuweisungsschein für das Haus von Lillys Onkel Paul in Lautenthal. Und nun waren sie hier. Frau Romeike sollte sich bei der Schule melden. Es wurden Lehrer gebraucht.

Josephine hatte seit zwei Jahren keine Schule mehr besucht. In Königsberg war sie aufs Gymnasium gegangen. Frau Romeike wusste nicht, wie sie ihrer Tochter den weiteren Besuch der Schule ermöglichen sollte. Neben dem Schulgeld musste auch die Fahrt nach Goslar bezahlt werden, außerdem Bücher und Schreibutensilien. Auch würden sie nicht ewig bei Onkel Paul bleiben können, sondern sich über kurz oder lang nach einer eigenen Wohnmöglichkeit umsehen und neu einrichten. Sie hatten ja buchstäblich nichts. Schließlich bestand Onkel Paul darauf, für Josephines Schulbesuch aufzukommen.

Sie würde zusammen mit Lilly in Goslar auf das Mädchen-Gymnasium gehen. Frau Romeike wusste gar nicht, wie ihr geschah. Bislang war sie überall auf Ablehnung gestoßen. Da die meisten Leute in dieser Zeit hart gebeutelt waren, oft beengt wohnten, sich um Heizmaterial kümmern mussten und die schlechte Ernährung durch Hamstern aufzustocken versuchten, hatte kaum jemand im Sinn, sich auch noch um andere zu sorgen. Als Frau Romeike mal jemandem erzählte, wie schön sie es in Ostpreußen gehabt hatten, wurde ihr gesagt: »Wenn es da so schön ist, dann gehen Sie doch einfach zurück!« Und nun war da diese hilfsbereite Familie und tat alles, dass sie wieder Fuß fassen konnten. Natürlich würde sie Onkel Paul alles zurückzahlen, wenn sie erst ihr Lehrerinnen-Gehalt bezog.

Am ersten Tag nach den Ferien begann Frau Romeike, an der Volksschule Lautenthal zu unterrichten. Josephine fuhr mit Lilly mit dem Zug nach Goslar. Onkel Paul, der aufgrund seines Auftretens überall sofort als Respektsperson wahrgenommen wurde, ließ es sich nicht nehmen, mitzufahren, um das Mädchen dort anzumelden. Josephine hatte aufgrund der Internierung in Ostpreußen zwei Jahre lang keine Schule mehr besucht. Weil sie schon siebzehn war, also ein Jahr älter als Lilly, wurde sie probeweise in Lillys Klasse aufgenommen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, sich in den Stoff hineinzufinden und ihre Schüchternheit zu überwinden, lief es schließlich recht gut. Frau Romeike kümmerte sich am Abend um die beiden Mädchen, um sie auf den Unterricht vorzubereiten. Und nach einiger Zeit galten sie als Streberinnen, weil sie in ihren Leistungen überdurchschnittlich gut waren. Trotzdem waren sie durchaus beliebt. Josephine war sehr hilfsbereit, wenn Mitschülerinnen sie baten, sie zu unterstützen oder etwas zu erklären. Und Lilly sorgte in regelmäßigen Abständen für Belustigung, weil sie nie ihre freche Klappe halten konnte und es liebte, die Lehrkräfte herauszufordern. Besonders ein gewisses Fräulein von Altenhaslau hatte es ihr